

Der Ruf der Stunde : (Schluss) [Teil 2]

Autor(en): **Albin, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **18 (1935)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-408565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Da muss man dem Bauern Land geben oder wenigstens die Hoffnung auf Land wieder nähren. Das Land könnte man den Oelgesellschaften entreissen. Man könnte die Latifundienbesitzer und Haciendados enteignen. Doch das wäre die Revolution, wäre Sozialisierung, Bolschismus, Kommunismus. Dieses Eisen ist zu heiss und zu gefährlich. Also bleibt nur das Land der Kirche. Der Kampf gegen die Kirche ist populär, denn sie wird von den Massen glühend gehasst. Ihm gehört auch die Logik der Geschichte, denn die Kirche hat längst ihr ökonomisches Lebensrecht verwirkt. Ausserdem verschafft dieser Kampf der Regierung die Sympathien derer, die sie sonst zu fürchten hätte. Zwei Ausbeuter kann der Körper des Landes im Zeitalter der Krise nicht mehr ernähren. So gibt die Regierung den Einen preis, damit der Andere lebe. Diesen Anderen werden die Massen einst selber packen müssen, um ihn zu vernichten und die wirkliche Unabhängigkeit Mexikos zu verkünden.»

Noch ist es nicht so weit. Unterdessen wird eine ungeheure Aufklärungsarbeit durch Errichtung von Volksschulen und durch Anstellung von Wanderlehrern geleistet. Mexiko ist hauptsächlich Agrarland und kann bezüglich der grossen Zahl von Analphabeten nur mit dem zaristischen Russland verglichen werden. Heute gibt es in Mexiko sogar Professoren für Marxismus (!) und es wird mit bewundernswerter Zähigkeit an der Durchdringung des Landes mit sozialistischen Grundsätzen gearbeitet. Es wird dort in aller Stille und ohne Aufwand an grossen Worten ein gesellschaftlicher «Umbau» durchgeführt, der die Aufmerksamkeit aller Sozialisten verdient. Gewiss werden wir uns hüten müssen, etwa von der Verwirklichung des «Sozialismus in einem Lande» zu sprechen. Doch das, was gegenwärtig an Kulturarbeit in Mexiko geleistet wird, ist Vorarbeit — und zwar bewusste Vorarbeit — für eine Entwicklung, die in absehbarer Zeit — nicht nur in Mexiko — einsetzen muss. Zu den Vorbedingungen jener Epoche gehört zweifellos der Abbau des ideologischen Einflusses der Kirche, und darum kommt der Kampf, der gegenwärtig in Mexiko gegen die Kirche ausgefochten wird, eine über die Grenzen dieses Landes weit hinausreichende Bedeutung zu. Die freidenkerische Tendenz der verschiedenen Regierungsmassnahmen ist unverkennbar, wenn auch aus taktischen Gründen aggressive Worte vermieden werden. Es wird überhaupt weniger gesprochen und mehr gehandelt. In welcher Weise dies geschieht, das soll in einem folgenden Artikel gezeigt werden, der sich mit einer programmatischen Broschüre befassen wird, die der gegenwärtige mexikanische Unterrichtsminister kürzlich herausgegeben hat, um die Intellektuellenkreise zur Mitarbeit an dem grossen Werk der Volksaufklärung heranzuziehen.

Feuilleton.

Vom Politiker Goethe.

Von Arthur Seehof.

«Die Politik ist das Schicksal.» (Napoleon I.)

«Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert; unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. — Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemüthlich und wahr zu sein, so dass ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein, ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu geniessen.»

Ist es ein Zeitgenosse, der so spricht? Nein, die Worte sind von Goethe (allerdings nicht von dem Herrn Hofrat, der er innerlich niemals war) und vor mehr als einem Jahrhundert an Eckermann gerichtet worden. Der sich hier als «alter Europäer» bezeichnet, hat das natürlich nicht überlegt getan. Sehr im Gegenteil. Er war ein freudiger Bejaher der grossen französischen Revolution, die er nach der Schlacht bei Valmy, in der die französische Revolutionsarmee unter Westermann ihre eigentliche Feuertaufe erhielt, die sie so siegreich bestehen sollte, mit den Worten begrüßte: «Von hier aus beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte.» Und der das

Der Ruf der Stunde.

Von A. Albin.

(Schluss.)

Das umfassendste irdische «Ganze» ist die Menschheit. Die Arbeit an ihrer Vervollkommnung bietet die reichsten Möglichkeiten und die schönsten Aufgaben auf Erden. Die Menschheit ist aber heute noch kein Organismus; sie ist erst ein Keim hierzu. Unsere Zeit erst hat, im Gegensatz zu früheren Epochen, die Kenntnis des Menschheitsganzen dank den Mitteln moderner Verkehrstechnik. Je mehr die Grenzen der Einzelkulturen, Nationalitäten, Rassen sich vermischen, umso eher tritt eine tiefere wesentlichere Struktur und der innere geistig-soziale Aufbau der Menschheit in den Vordergrund. Sie ist nicht mehr als ein Mischmasch von Nationen und Rassen zu nehmen. Die ihr zugewandete Liebe ist auf die grösstmögliche harmonische Entfaltung der Gesamtheit gerichtet, auf das Mehren und harmonische Bereichern ihrer seelischen Schätze.

Was dem Völkerfrieden und der Einigung der Nationen im Wege stand und zum Verhängnis wurde, das war die Vernachlässigung der wertvolleren Kräfte zugunsten der geistig Armen, Herzbeengten und Simmbeschränkten. Die bisherige Moral hat die Zusammenhänge zwischen geistigem Schaffen und Frieden ausser acht gelassen und darum nur geringe Impulse in den Menschen ausgelöst — vielmehr die Rücksprünge in Barbarei gefördert und sie sogar philosophisch zu decken und als «unvermeidliches Schicksal» zu deuten sich gemüht. Die Schwäche des bisherigen Pazifismus hat — nach Zbinden — seinen Grund darin, dass er mehr auf die Quantität als auf die Qualität seiner Anhänger sah, dass er sich der Mittelmässigkeit anpasste und durch seine Nivellierungssucht den Boden für das Aufkommen der militaristisch-nationalen Diktaturen bereiten half.

Man hört vielerorts die Meinung äussern, dass die Liebe zur Menschheit erst aus der Liebe zur eigenen Gruppe, zur eigenen Familie oder zum eigenen Volk hervorgehen müsse. Diese Ansicht birgt in sich ohne Zweifel ein Stück, jedoch nicht die ganze Wahrheit. Sie erfordert daher eine wesentliche Einschränkung. Wenn nämlich die Phantasie des Kindes nicht rechtzeitig genug in gehöriger Art über die engen Grenzen der Familie und des eigenen Volkes hinausgeleitet und sein Heimaterlebnis mit Ahnungen und Bildern andersartiger ferner Welten bereichert wird, so fassen in ihr Wurzeln allein Eindrücke fast ausschliesslich regionaler und nationaler Art in einem Grade, der die spontan freie Erweiterung des Erlebens über die einengenden Grenzen der eigenen Gruppe stark beeinträchtigt, wenn nicht gar unmöglich macht. Dies

erkannte, dessen Urteile über die grosse Revolution (nach einem Wort von Franz Mehring) «tief durchdacht waren», stand damals — bei Valmy — im Feldlager des Gegners der Revolution. Dann hat Goethe in «Hermann und Dorothea» dieses zum Lobe der grossen Revolution gedichtet:

«Denn wer leugnet es wohl, dass hoch sich das Herz ihm erhoben, ihm die freie Brust mit reineren Pulsen geschlagen, als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob, als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit! Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte, das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.»

Dieser offene und ehrliche Bejaher der Revolution und dann Bewunderer Napoleons (und also Gegner der reaktionären, kirchlich geförderten zaristisch-preussischen «Freiheitskriege»), der zwölf Tage nach seinen Zusammentreffen mit dem Kaiser, am 14. Oktober 1808, schreiben konnte: «Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion», und der zumindest für sich (nicht nur als Schüler Spinozas) die Grenzen von Zeit und Raum verneinen durfte, indem er den Begriff Weltliteratur prägte und lebte (wo es in den damaligen deutschen Landen — von Lessing und wenig anderen abgesehen — kaum den einer Nationalliteratur gab); Johann Wolfgang von Goethe hat natürlich sehr genau gewusst, dass die Idee, der Begriff Europa (und also Europäer) von dem Frankreich des 18. Jahrhunderts geschaffen worden war und dann in Napoleon eine Reinkarnation gefunden hatte. ...

stellt sich umso leichter ein, bedenkt man, wie sehr der Staat, der sich das geistige Monopol aneignet, durch seine Erzieher die nationalen Einflüsse und einseitigen Eindrücke absichtlich begünstigt und aufblähen lehrt. So «verbindet sich denn die Anschaulichkeit der ersten Kindheitserlebnisse fast ausschliesslich mit Merkmalen nationaler Art, während die Gefühle für andere Gruppen und für ein umfassendes Ganzes nur zu wenig oder gar nicht im Gesamterleben einwurzelten». Das spätere Lehren von Welt und Menschheit bleibt darum zu meist ohne jede Wirkung — ein blosses Abstraktum. Und auch dort, wo diese Gefühle möglicherweise aufkommen, werden sie verpönt, als Schwäche und nicht selten als Schandfleck an Seele und Gemüt gebrandmarkt. Weitsicht und Höhenluft verträgt die nationalistische Enge nicht. Sie bedrohen ihr einträgliches Geschäft.

Indessen aber erfährt die Liebe zur Heimat durch das innere Teilhaben an anderen Heimaten eine Entfaltung ihrer Kraft, Erweiterung und Fülle. Durch den Drang zur Weite wird die Liebe zur Scholle um nichts gekürzt. Beide können sich, ohne einander zu schaden, organisch sehr wohl verbinden. Sicherlich ist Liebe zur Heimat das Primäre, Ursprüngliche und Liebe zur Menschheit das Nachherige, Spätere — beide aber können und sollten schon sehr früh ineinander greifen. Die Menschheitsliebe wächst aus der Heimatliebe nicht von selbst, sie muss durch eine frühe Ergänzung und Füllung der Heimerlebnisse mit Eindrücken aus verschiedenen anderen Ländern und Kulturen schon im Schoss der Heimatliebe aufkeimen. «Wie das Heimatgefühl der Menschheitsliebe seine eigenen Säfte zuführt, so empfängt es selbst wieder aus jener unaufhörlich erfrischende, verjüngende Erweiterung. Eine solche Heimatliebe ist darum der grösste Feind des engherzigen oder hochmütigen Patriotismus», jenes obskuranten Eigendünkels, dem ein Kober das Weltall bedeutet.

Damit aber dieses Menschheitsgefühl in frühester Jugend schon aufkeime und zu Wachstum gelange, bedarf das Kind einer sicher führenden Hand, die den Reichtum sichtete und es vor Ueberlastung und Verwirrung bewahrte; dieselbe Hand müsste auch andererseits sich inachtnehmen, lokale oder nationale Zwerghelden dem Kinde in Riesenmass auszumalen und sie etwa als Himmelsstürmer und Weltreformer vor seinem Blick aufzustellen. Denn die Phantasie, die des Kindes zumal, ist in hohem Grade empfänglich und schliesst das Empfangene tief und fest in sich ein. Die Verfechter und Apostel des Nationalismus wissen sehr wohl, dass er seine Wurzeln nicht allein in einer ethischen Gesinnung hat, dass er sich weit mehr an Gefühl und Phantasie wendet. Diese Methode sollte sich auch die Völkerversöhnungs- und Friedensträger zunutzen

machen. Der Gedanke der Völkervereinigung kann sich in Wahrheit nur dann durchsetzen und Wirklichkeit werden, «wenn er mächtiger als jedes National- und Klassengefühl nicht allein das moralische Empfinden, sondern auch die Einbildungskraft und die Leidenschaften der Menschen zu erfassen vermag». Die «Menschheit» darf ihnen nicht mehr bloss ein Phantom, ein Idol, ein Etwas ohne bestimmten Gefühlsinhalt sein, wie sie es für die Meisten bislang war oder noch ist. Sie muss den Menschen näher gebracht, konkretisiert, vorstellbar gemacht werden — wie dies bei der Liebe zum Gewinn, zur Familie oder zum Vaterland der Fall ist. Die Behauptung, dass das Nationalgefühl etwas Ursprüngliches, uns Eingeborenes sei, dass wir es aus dem Mutterleib mit ins Leben nehmen, ist irrig. Das Nationalgefühl ist sehr jungen Datums. Es wurde erst im Laufe der Zeit, u. z. recht spät, geschaffen, ja oft im Kampfe gegen das Widerstreben der Gruppe. Es wird nicht aus der Mutterbrust gesaugt, es ist ein Produkt der gemeinsamen Erziehung, Kunst, Literatur und wird durch das Bewusstsein einer gemeinsamen Aufgabe geweckt. Ein Volk wird nicht durch biologische Merkmale, wie es die mordsüchtigen «Rassengelehrten» der Welt weismachen wollen, sondern in erster Linie durch geistige Werte geschaffen. Es täte not, da Werden und Schicksal nationaler Gemeinschaften oft und vielfach dargestellt werden, an den Versuch einer umfassenden Geschichte der Menschheit als Ausdruck eines Gesamtschicksals endlich einmal heranzutreten und dem nationalen und nationalistischen Wirken, das schon am Kinde begonnen wird, entgegenzuwirken. Dies kann nur dann Früchte tragen, wenn ein gemeinsames Zukunftsideal geboten wird. Zur Zeit ist die Masse Menschheit eine Vielzahl von Trümmern und Klumpen, die vernunftlos gegeneinander stossen, einander zu zerschmettern bemüht, und ihren Lauf mit Verheerung und Strömen von Blut zeichnen.

Man hat vielfach den Friedensgedanken zu wecken und zu festigen gewöhnt, indem man den letzten Krieg (und den, der kommen soll, da ihn die Waffenfabrikanten so heiss ersehnen), seiner Glorie entblösste und ihn in seiner ganzen niederträchtigen Grausamkeit darstellte. Wäre das von Wirkung gewesen, das Wort Krieg müsste aus der Sprache aller Völker längst verschwunden sein. Indessen hören wir, wie Führer und Regierungen mancherorts den Krieg preisen, vorbereiten, ihn als lebenssteigernden (lachtet nicht!) und seelenveredelnden Faktor nicht genug zu rühmen wissen. Und die Völker hören und sehen zu, wie der Friede «aufgerüstet» wird, wie ihre Kinder in der Schule schon dafür getüchtigt werden. «Und die Kinder, sie hören es gerne.» Erbfeind, Heldentum und derlei schöne Worte mehr finden leichten Zugang zu ihrer von früher schon darauf abgestimmten Phantasie.

«Das Frankreich Voltaire's vermochte es im 18. Jahrhundert, seine eigene Idee, die freilich ihrem Wesen nach eine übernationale, kosmopolitische ist, als die europäische, für ganz Europa gültige festzusetzen», schreibt Fritz Strich in seinem leider vollkommen unbeachtet gebliebenen, von tiefem humanitären Geist durchzogenen Werk «Dichtung und Zivilisation». Doch erst «als es Goethe gelang — heisst es dann weiter nach ernsthafter Motivierung — den Bund von Faust und Helena zu schliessen und sich den Westen zu öffnen, ohne doch sein faustisches Menschentum zu verleugnen, war ein ganzer Europäer in die Welt getreten. Der faustische Geist musste die schöne Gestalt der Antike und das Mass der westlichen Vernunft empfangen, damit ein europäischer Mensch sich bilde.» Der dann — nach dem Sturz des grossen, des wahrhaft universellen (europäischen) Kaisers — sein Schicksal als «alter Euronäer» so bitter und weh beklagen sollte, wobei sich Goethe allerdings stets bewusst blieb, dass Zustände nichts willkürliches, dass Kulturen etwas sehr bedingtes sind. «Was ist Kultur anderes als ein höherer Begriff von militärischen und politischen Verhältnissen», äusserte er am 23. August 1827 gegenüber dem Fürsten Pückler-Muskau.

Der Mann, der — nach einem Wort von Gustav Landauer — in Deutschland «von niemand Meister war, aber die Männer, die draussen revolutionierend und gestaltend wirkten. Lord Byron, Thomas Carlyle, Victor Cousin und gar manche andere, seine Schüler nennen durfte», und von dem seine Schwiegertochter Ottilie eines Tages an Justus Möser schrieb: «Der Vater war ein Mann des Volkes», und der schliesslich in einem Gespräch mit dem Grafen

Stroganoff von sich und seinen Werken äusserte: «Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des rein-menschlichen». Johann Wolfgang von Goethe hat nur zu tiefst für alle Aeusserungen des menschlichen Seins (für ihn nur in voller Harmonie schön) das Wort Napoleons «Die Politik ist das Schicksal» begreifen und durchleben müssen.

Schrieb er auch einmal an Zelter: «Bei dem Narrenlärm unserer Tagesblätter geht es mir wie einem, der in der Mühle einschlafen lernt: ich höre und weiss nichts davon». hat er auch wiederholt öffentliche Meinung und politische Phraseure belächelt, vielleicht sogar hin und wieder in der Beurteilung politischer Faktoren geirrt, so ist er doch ein wahrhaft grandioser Politiker mit geradezu unendlichen Perspektiven gewesen. Er hat nicht nur die moderne Grosstadt vorausgeahnt, sondern weit mehr. So den Panamakanal. Dies schrieb der Dichter des «Faust» vor mehr als 100 Jahren: «Gelänge ein Durchstich der Art, dass man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Grösse durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nicht zivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszu sehen, dass dieser jugendliche Staat, bei seiner unterschiedenen Tendenz nach Westen, in dreissig bis vierzig Jahren auch die grossen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszu sehen, dass an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans ... nach

Sie nun müsste in ein anderes Geleise gebracht, auf einen anderen Ton umgestimmt werden. Es gilt, die edleren Regungen der Menschenseele zu wecken, um die Macht des Gruppenhasses und der Selbstsucht zu brechen, sozial und geistig aufzurüsten, der Rohleidenschaft der Kriegsfurie die mächtige Leidenschaft des Aufbaus entgegenzustellen.

Dass die Nationen verschwinden und einer monotonen Gleichförmigkeit den Platz räumen, steht nicht zu befürchten. Die Natur ist in ihrem Schaffen so freigebig, so reich an Vielfalt, dass sie die Entstehung einer Weltkaserne Menschheit wohl verhüten wird. Sache der Geister aber ist es, die Menschheit mit nationalen Kasernen in den Gang zu bringen, den ihre wirklichen Entwicklungstendenzen bestimmen. Diesen gemäss muss mit der Zeit eine Abschwächung und Verwischung vieler Züge nationaler oder rassenmässiger Art eintreten, je häufiger die Menschen zusammenkommen und je leichter sie auf kürzere oder längere Zeit ihre Heimat mit anderen Ländern vertauschen können. Uebrigens ist das Nationale nicht durch sich allein wertvoll, aber immer nur im Zusammenhang mit allgemein wertvollen kulturellen Inhalten. Es liegt im Interesse einiger, die zwischen Menschen und Völkern Scheidewände aufrichten wollen, von den Nationalitäten viel Wesens zu machen. Die sind es zuerst, die sich in die nationale Toga werfen und im Namen der Nation zu sprechen sich berechtigt wähnen. In Wahrheit aber «entwickelt sich selbst nationale Eigenart da am schönsten, wo sie sich im engen Kontakt mit anderen Eigenarten jederzeit zu bewähren hat und sich gleichzeitig erweitert». Um diesen engen Kontakt durch Zusammenarbeit herbeizuführen, ist eine Umgestaltung der Grundorientierungen unseres Lebens und unserer Erziehung notwendig. Damit ist aber schon beim Kinde zu beginnen, an dessen Geist die bisherige Erziehung sich gewalttätig vergräbt, indem sie ihm das Fremde und Ferne vorenthält, verkleinert oder gar mit Absicht verfälscht. Das pädagogische Prinzip, das von «dem Nächsten» ausgehen heisst, wird so zu einer Sinnlosigkeit. Denn das Ferne ist oft dem Kinde näher als das Nahe und Nächste. Das Heimerleben erleidet durch das Nahebringen des Fernen keinen Schaden; es wird nur dadurch bereichert und vertieft. Daher erheischt es die Stunde, dass der Jugend Menschheitskunde — freilich nicht als Abstraktes — gelehrt würde, statt sie in enger Lokalgeschichte das A und O des Weltgeschehens wähnen zu lassen. Von einem übernationalen Geist belebt, wird sie zur Einsicht gelangen, dass die geistigen Führer es waren, die die Menschheit umwandeln, dass das Heldentum des Geistes ein Höheres sei als das Heldentum des Schwertes, dass dieses vernichte, jenes aber aufbaue und alles schöne Wachstum fördere zum Wohl aller. «Ein Kind, dem anschaulicherweise die Züge echten und

aufbauenden Kämpfertums in zahlreichen, intensiv erlebten Gestalten vertraut worden sind, wird später, als Erwachsener, auch leichter imstande sein, die Merkmale echter Führerschaft zu erkennen.» Es wird dann jenem Führer sich anschliessen, der in aufbauender, menscheitsfördernder Arbeit sein Ideal findet.

Nach der Verwirklichung dieses Ideals sehnen sich heute heute Millionen, Millionen Menschen. Sie haben «das Glück», das ihre nationalen Beglückter über sie heraufbeschworen haben, schon satt. Sie wollen ein Heute ohne Not und Pein, ohne Angst um Morgen; sie wollen endlich ihre Kinder nicht auf den Heldentod, sondern auf ein Heldenleben «einexerzieren» — ihnen eine lebensvolle Zukunft erschliessen. «Die Kärglichkeit und innere Armut, die Einförmigkeit der heutigen Wege des nationalen Führertums sind so offenbar, dass alles Tagesgeschrei und alle hysterische Verherrlichung, die ihm heute zuteil wird — sofern sie nicht einfach befohlene «Begeisterung» ist — nicht verbergen kann, wie hohl die Stützen dieses Gebildes sind, wie seine Wurzeln nirgends mehr in die Tiefe gehen.» Denn wohin führten diese Wege? In einen Abgrund von Jammer, Hoffnungslosigkeit und Furcht. Aus diesem Abgrund herauf schreit der Millionenmassen grosse Sehnsucht nach einem Leben, das hoffen und sich des Lebens wieder freuen darf. Das aber darf und kann es nur dann, wenn in uns und um uns Frieden ist. Nur übernationaler Geist vermag ihn zu sichern.

Nationalisten und Abenteurer aller Art und Güte haben es vermocht, den Menschen den Glauben an die Notwendigkeit der Kriege beizubringen. Zbindens Buch wird sie an die Möglichkeit des Friedens glauben lehren. So überzeugend ist es in seinen klaren und einfachen Ausführungen. Den Krieg machen die Menschen, machen einige; warum sollten Menschen auch Frieden nicht machen können — zumal derer die ihn wollen, Millionen sind?

Ludwig van Beethoven und das 3. Reich.

Von W. H. Sollberger, Bern.

Dass die Nationalsozialisten die Welt und hauptsächlich die Wahrheit auf den Kopf stellen wollen, steht fest. Wohl um vor der Welt Eindruck zu erhaschen, vergewaltigen sie die grossen, berühmten Werke verstorbener Genies, um sie ihrem grössenwahnsinnigen Kram anzupassen. So berichtete letzthin der «Bund» über Beethoven als Hitlerprophet folgendes:

«Was offenbarte Beethoven der Mit- und Nachwelt, als er zu ihr im rhythmischen Donner der «Eroika» sprach? Alfred Heuss ist

und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines grossen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerlässlich, dass sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiss, dass sie es erreichen.»

Der Panamakanal ist heute Wirklichkeit. Seine grosse politische Intuition hat Goethe nicht getroffen. Weder in bezug auf den Kanal, noch in bezug auf die Demokratie, zumindest nicht in bezug auf die deutsche Demokratie, die er wohl im Auge hatte, als er in den Paralipomena zu «Faust» schrieb:

«X.: ... und kann ich wie ich bat
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küsst' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Zeremonienmeister: Die Klauen! das ist für einmal,
Du wirst dich weiter noch entschliessen müssen.

X.: Was fordert denn das Ritual?

Zeremonienmeister: Beliebt den Herrn den hintern Teil zu küssen.

X.: Darüber bin ich unverlorn,
Ich küsse hinten oder vorn.
Scheint oben deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich unten hier ein Loch
Das Universum zu verschlingen.

Was duftet aus dem kolossalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradies riechen,
Und dieser wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunsch hineinzukriechen.
Was soll ich mehr!

Satan: Vasall, du bist erprobt.

Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen.
Und wer des Teufels A ... so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.»

Heisst es dann im zweiten Teil des «Faust»:
«Erst gewährten wir vergnüglich
Wilden Wesens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiser auf.
Und auf vorgeschriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!»

(Schluss folgt.)

Freigeistige Merksprüche.

«Denn nur ein Narr beugt heut' noch seinen Nacken vor Göttern, die — aus Weizenmehl gebacken!»
Arno Holz.
(Buch der Zeit.)